

[Kaffeehaus verboten]

30]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Solzamer

Er kam mit dem letzten Zuge erst im Dorfe an. Früher hatte es am Abend immer schwarz und dunkel gelegen, und als Knabe hatte er sich immer gefürchtet in den dunklen Gassen und hatte laut gepfiffen, die Angst zu übertönen. Nun war in den paar Monaten schon eine gründliche Veränderung vor sich gegangen. In den Straßen brannten Laternen. Das ganze Dorfbild war verändert durch sie. Wie fremde Gäste waren sie eingezogen und hatten den Wächtdienst übernommen. Nun standen sie so komisch und gravitätisch an den Straßen und guckten rings um sich herum, was das Licht zu scheuen hätte. Was hatte hier aber das Licht zu scheuen! Nichts. Ein paar Diebespärdchen, ein Trunkener. Und denen war doch das Licht auch wieder gut. Aber dazu hatte der Schein aus den Fenstern genügt, der früher so sanft über die Straßen hingeglitten und so schweigend mit dem Licht gewandelt war, wenn es drinnen von Stube zu Stube getragen wurde — der auch einmal ins Haus hineingetrochen war mit dem Dichte, um dann nur stärker und heller wieder herauszutreten. Die Buben mochten ja sehr zufrieden sein mit den hellköpfigen Fremdlingen an den Straßen, die brauchten sich nicht mehr zu fürchten abends, wenn sie etwas holen mußten beim Krämer oder bei Verwandten, straßenweit oder häusernahe, und brauchten auch nicht mehr zu pfeifen. Die schöne Rundung am Thomas seinem Haus vorn lag nun grob im Laternenschein, und man konnte die ganze kleine Gasse bis zu der Ziegelhütte sehen, bis hinten, am Schlüssel seinem Haus, wieder so eine freche Laterne postiert war, die sich die Gärten und Höfe anguckte und vor den Häuschen Wache hielt.

Dem Philipp gefiel das nicht. Nein, wozu! Es war jahrelang so gegangen, es hätte ganz gut auch noch weiter so gehen können.

Die Mutter war nicht daheim, als er ins Häuschen trat. Er machte auch kein Licht. Er setzte sich in die Dunkelheit, ans Fenster, das in den Garten ging. Der Garten und das Feld dahinter, das lag alles schwarz, stichdunkelschwarz. Aber wenn er lauschte, schien ihm, er höre das Bellen des Hundes in der Eulenmühle. Gott aber, die Eulenmühle — die lag dahinten weit. Die wurde auch fremd nun. Die Spiele waren vorbei — und bald würde die Emilie da draußen schalten und walten, und wenn er hinauf, da müsse er sich förmlich und ehrerbietig benehmen, Streiche dürften dann keine mehr verübt werden. Er hatte auch keine Lust mehr dazu. Vor ihm stand etwas Stärkeres und Größeres, das legte seine Hand auf ihn und forderte. Das machte ihn schwer. Anstrengen! hieß es jetzt. Jetzt, wo aller Halt gelöst war, jetzt, wo er mit nichts und niemand mehr zusammenhing, jetzt galt es. Nun trug ihn, führte ihn, förderte ihn nichts mehr. Nun war er ganz allein und für sich.

So machte er sich von seiner Heimat frei, und es wurde ihm nicht leicht. Es bedrückte ihn, es beengte ihm etwas die Brust, das nicht klar und deutlich war, das in den Erinnerungen aus seiner Jugend lag und aus ihnen herkam, das in dem eben getanen Schritt mitklang und nun sogar von den fremden Menschen, mit denen er bis jetzt gelebt hatte, herüber wirkte, und das aus dem Kommenden auf ihn einbrang. Er öffnete das Fenster und ließ sich die kühle, feuchte Nachtluft in die Haare wehen.

Die Mutter trat ein.

„Erschrick nicht, Mutter, ich bins!“

„Du bist, Philipp? Du? Was bringt Dich jetzt her?“

Er wußte nicht gleich eine Antwort.

„Bist Du fortgejagt, hast Du was angestellt?“

„Nein, Mutter, ich bin nur fortgegangen!“

„Fortgegangen bist Du. Wub! Wie kannst Du denn?“

Was für ein Satan ist denn in Dich gefahren? Du mußt berrückt sein!“

„Bleib mal ruhig, Mutter. Mach mal Licht. Wir wollen das miteinander ruhig bereden. Ganz ruhig. Mach mal Licht!“

Die Mutter zündete Licht an und brachte es.

„Wub, Du willst mich noch unter die Erd bringen.“

„Mutter, so nicht reden. Ganz ruhig. Hör mich ganz ruhig an.“

Er stand ihr gegenüber und sah ihr in die Augen.

„Bist Du schlecht? Ein Laugenichts, ein Lump? Bist Du wie Dein Vater?“

„Nein, all das nicht. Nur den Schullehrerkrum, den halt ich nicht aus. Ich bin fortgegangen, ich will nicht mehr. Ich will mir einen anderen Weg suchen, einen richtigeren. Das will ich.“

„So, das willst Du?“

„Ja!“

„Und das kannst Du auch? So? Kannst Du denn auch?“

„Ja, ich kanns! Ich muß es können!“

„Aber ich kanns nit, daß Du weißt! Ich hab genug an Dich gehängt, genug für Dich geopfert. Bei mir ist fertig. Schaffen kann ich auch nit mehr so, wie Du Dir einbildst. Gesund und kräftig bin ich noch, aber weiß der Teufel, schutzen und rutschen tuts nit mit mir mehr so. Die Knochen werden ein'm alt. Daß Du weißt.“

„Ich will gar nichts von Dir, Mutter, als nur, Du sollst mich nur gehen lassen. Weiter nichts.“

„So, weiter nichts? Und meinst, das wär so wenig. Und meinst, damit wärs getan. Damit ist's noch lang nit getan. Da kommt eins zum andern. Nun war ich froh, daß Du was bist, nun machst Du's so! Du wirst doch ja werden wie Dein Vater. Aber meine rechte Hand wollt ich mir dafür abhacken lassen, daß Du nit so wirst wie der. Und weißt Du was — er ist im Rhein untergegangen. Flößer ist er worden — und dabei erlosen. Nimm Dir nur ein Weispiel an dem.“

Der Philipp antwortete nichts. Der Tod des Vaters traf ihn, aber er rührte ihn nicht. Er wollte Näheres erfragen, aber er tats nicht. Es war ihm, als sollte er heiße Kohlen berühren. Die Mutter hatte es ihm nicht geschrieben, nun hatte sie es ihm an den Kopf geworfen als etwas Verächtliches und Häßliches, an dem er auch teil hatte.

Die Mutter fragte: „Du wirst Hunger haben? Ich hab noch ein Stückelchen Fleisch vom Mittag und ein paar Kartoffeln kann ich Dir auch rösten. Na ja! Herrgott, Herrgott! hat man seine Vast! Schinden und schufsten, das ganze Jahr, Gut und Blut dran geben, und dann Schimpf und Schand! Lauter Schimpf und Schand!“

Der Philipp verhielt sich still. Es tat ihm wohl, daß die Mutter nun schimpfte. Dann wurde auch alles gut. Ihre Natur brauchte immer dies stärkere Ventil. Und dann waren's doch auch hier die anderen Menschen, wie da drüben, wo er jetzt herkam. Diese Weimsieder dadrüben. Hier hatten sie doch noch was in den Adern, und auch an den Worten brauchten sie nicht zu sparen.

Die Mutter brachte ihm das Fleisch und die gerösteten Kartoffeln. Er aß und sie saß dabei und redete sich ihren Bohn vom Herzen. In den stärksten Ausdrücken. Beim Vater fing sie an, bei ihm hörte sie auf. Und dann verfluchte sie dies ganze Leben. Dies „Schind- und Schandleben, in dem kein Herrgott ist, nur der Teufel. Der leibhaftige Teufel, Himmelherrgottsakrament!“

Der Philipp aß und unterbrach ihre Rede nicht. Sie würde rascher schon zugänglicher sein, wenn sie sich das Größte von der Seele geflücht hätte.

Sie sahen dann noch bis spät in die Nacht. Der Philipp sprach, und die Mutter hörte zu. Dann und wann fuhr sie einmal auf, schlug auf den Tisch und nannte ihn „dem Herrgott sein Tagdieb“, aber zuletzt gab sie sich doch in alles drein.

„Mach's dann — na ja, dann mach's! Und wenn das ganze Dorf zusammenkreicht und über uns allebeid hersfällt — mir soll nur einer zu nahe kommen! Was ich tun kann, will ich Dir tun — Du weißt, viel kann ich Dir nit tun. Dein Wäsch schick — wenn Du was zu flicken hast — das kann ich Dir machen. Geld — mit Geld wir'ds hapern. Das weißt Du von selbst. Aber was ich mir abknapsen kann, das sollst Du haben. Die Leut werden ja die Mäuler aufsperr'n! Laß sie aufsperr'n! Was liegt mir an den Leut! Na ja, dann mach's! Helfen kann ich Dir nit, hindern will ich Dich

auch nit! Gehst Du drauf dabei — Du hast's selbst gewollt. Vorwurf hab ich kein!"

"Rein, Mutter, Vorwurf hast Du keinen. Und laß die Leute nur sagen. Die sagen schon, seit ich auf der Welt bin. Und die werden noch weiter sagen. Der Michel muß doch was haben, worüber er sabbern kann. Laß!"

"Aber man lebt mit den Leut — und manchmal haben sie ja auch recht. Nit in allem, was sie sagen, aber in manchem."

"Na ja, Mutter, dann laß sie recht haben."

"Meint'swegen auch!"

Dann gingen sie schlafen. Die ganze Welt war still. Nur in der Ziegelhütte schrie ein Kauz, so daß die Mutter noch sagte:

"Der Teufel soll den Totenvogel holen! Wen der wieder ruft! Ich glaub, 's wird die alt Stangin diesmal kosten. Unser Herrgott verzeih eim die Sünd, aber das alt Fegfeuer hat gera'd lang genug gelebt."

Der Kauz schrie weiter. Die alte Stangin starb richtig in der Nacht.

"Ein Todes in der Gass' — Gutes bedeut das nit," sagte andern Tags die Mutter.

Aber der Philipp schlugs in den Wind.

7.

Die akademischen Bürger der Kleinen Universtität haben einen unter sich, den sie belächeln. Philipp Kaiser hat sich einen Weg gestekt und geht ihn. Schleicht ihn, kriecht ihn, bleibt am Boden liegen und steht wieder auf; aber er kommt weiter. Von Semester zu Semester immer ein Stückchen. Seine ganze Energie hat er gesammelt — er unterrichtet, er hungert, er verdient sich wieder ein wenig — und er bleibt guten Muts und arbeitet. Er will — und wenn er drauf geht. Er denkt an die Mutter und an das Dorf und an die Schullehrer, die seine Kollegen waren, und deren Augen er all auf sich gerichtet fühlt. Sie treiben ihn, sie fordern. Sie brennen auf ihn wie Stacheln, und wenn er schwach werden will, dann sieht er in sie hinein und sammelt sie alle in einem Blick und läßt sich von ihm in die Höhe reizen.

Manchmal spürt er, was er vom Leben verliert — manchmal spürt er, wie ihm die Jugend entschwebt, ehe er sie gehalten, ehe er sie genießen konnte. Aber er schlägt es nicht an. Er gewinnt ein anderes dafür.

Man nennt ihn einen Philister. Er läßt sich ruhig so nennen. Er meint, er ist doch keiner. Dann spürt er aber manchmal, wie eine Schwere schon in ihm liegt. Es gibt doch mancherlei Gelegenheiten der Geselligkeit, die sich ihm darbieten, ohne daß er sie sucht. Dann merkt er, wie leicht die anderen sind. An ihrer Leichtigkeit merkt er, wie schwer er ist. Er tanzt nicht, er trinkt nicht. Er meidet die Zusammenkünfte. Man sagt ihm: das geht nicht, du versauerst. Du wirst verrückt. Du machst dich kaputt. Du mußt auch was von deinem Leben haben. Wenn die Jahre um sind, ist es nicht mehr nachzuholen.

Er schlägt es in den Wind. Und er läuft spazieren. Er läuft stundenlang durch den Wald, er schwimmt und turnt, und im Winter kommt er fast nicht vom Eise heim.

Die Mutter bittet er nie um Geld. Dann und wann legt sie ihm aber einen Fünfmarschein ein. Er trägt ihn immer lange mit sich herum. Schwer entschließt er sich, ihn auszugeben. Nur einmal — da hats ihn so stark gepackt, das Einsamgehen und Armsein, da ist er hin und hat ihn vertrunkel. Auf einen Sitz. Dann hat ers bereut, und es war gut.

((Fortsetzung folgt.))

(Nachdruck verboten.)

81

Der fuchs.

Ein Tiermärchen von Karl Gswald.

(Autorisierte Uebersetzung von Hermann Kitz.)

Der Fuchs erhob sich, streckte sich, gähnte und sprang mit einem Satz über die Hecke aufs Feld. Die Nachtigall hüpfte auf den äußersten Zweig des Strauches, um besser sehen zu können. Und nun sah sie, wie der Fuchs herumging und einen Grasbüschel nach dem andern abbiß, bis er schließlich ein ganzes Bündel im Maule hatte. Damit ging er bis an den Rand des Wasserloches.

Da rief die Nachtigall: „Du frißt ja Gras wie eine Kuh.“

Doch der Fuchs erwiderte: „Daß Du Dich nur nicht irrst! So hungrig bin ich noch nie gewesen, daß ich Gras gefressen habe. Aber nun sollst Du sehen. Jetzt gehe ich rückwärts ins Wasser, den

Schwanz voran. Du weißt wohl, daß die Flöhe das Wasser nicht vertragen? Gut. Sobald nun die Spitze des Schwanzes unter Wasser kommt, springen die Schlingel, die dort sitzen und mich beißen, an dem Schwanz hinauf, was das Zeug halten kann. Ich tauche den Schwanz immer weiter nach vorn. Nun gehe ich langsam rückwärts ins Wasser, und die Flöhe galoppieren weiter und weiter nach vorn. Verstehst Du mich?“

„Die Sache ist nicht so schwer zu verstehen; aber ich begreife nicht, wie sie endigen soll.“

„Hör zu. Die Flöhe laufen also vor dem Wasser weiter und weiter nach vorn. Und ich gehe weiter und weiter ins Wasser. Zulezt ragt nur noch mein Kopf heraus, und darauf sitzen nun alle Flöhe. Verstehst Du? Nun tauche ich den Kopf ganz langsam unter Wasser, die Spitze der Schnauze zulezt. Den Grasbüschel halte ich übers Wasser, und die Flöhe hüpfen darauf. Dann lasse ich den Büschel mit all den Flöhen los, und sie müssen jämmerlich ertrinken. Ich aber springe ans Land, so frei von Flöhen wie ein neugeborenes Fuchslain.“

„Wie merkwürdig!“ rief die Nachtigall. „Das muß ich doch erst sehen, bevor ich es glauben soll.“

„Nun sollst Du es zu sehen kriegen. Ich tue es bloß Deinetwegen. Im allgemeinen habe ich nicht gern mit hungrigem Magen. Aber ich will Dir doch zeigen, daß man mich verleumdet, wenn man erzählt, ich sei ein schlimmerer Schurke und Räuber als die andern Tiere des Waldes. Ich gehe jetzt ins Wasser, um Dir ein Vergnügen zu bereiten, zum Dank für Deinen schönen Gesang, womit Du mich in dieser Morgenstunde erfreut hast. Nun gib acht.“

„Ich gebe acht.“ Die Nachtigall wäre vor Reugier fast vom Zweige herabgefallen.

Der Fuchs ging ganz langsam rückwärts ins Wasser, so wie er gesagt hatte, und während der ganzen Zeit behielt er den Grasbüschel im Maule. Fuß für Fuß bewegte er sich rückwärts, und zwischendurch blieb er stehen, wie wenn er nachdächte oder Luft schnappte.

„Du hast wohl Angst?“ fragte die Nachtigall.

Doch er rief ihr zu: „Durchaus nicht. Ich habe es schon oft so gemacht, und ich schwimme gut, so daß ich mich vor nichts zu fürchten brauche. Aber man muß den Flöhen Zeit lassen, sich zu besinnen und davonzuspringen. Sonst könnten sich einige von ihnen vor Schreck in meinem Pelz verstecken. Und das Kunststück besteht darin, alle auf einmal loszuwerden, verstehst Du?“

Langsam spazierte er weiter rückwärts, Fuß für Fuß. Und als zulezt nur noch die Spitze der Schnauze aus dem Wasser hervorragte, lies er den Grasbüschel los, sprang ans Land und schüttelte sich. Gleich darauf war er wieder mit einem gewaltigen Satz über die Hecke gesprungen und lag auf seinem Plaze unter dem Fliederstrauch.

„Nun möchte ich wünschen, daß die Sonne aufgeht und mich trocknet,“ sagte er. „Jetzt bin ich schläfrig, und es ist nicht gesund, zu schlafen, wenn man naß ist. Aber die Sonne muß ja wohl bald hier sein, denke ich.“

„Ich habe die Flöhe nicht gesehen,“ versicherte die Nachtigall.

„Du kannst sie drüben auf dem Grasbüschel finden,“ war seine Antwort. „Da sind sie. Oder Du kannst auch in meinem Pelze nachsehen. Ich gebe Dir, was Du verlangst, wenn Du auch nur einen einzigen findest. — Gute Nacht! Ich kann die Augen nicht länger offen halten.“

„Das ist sehr merkwürdig!“ sagte die Nachtigall wieder.

Sie schaute zu dem Grasbüschel hinüber, der auf dem Wasser schwamm, und hatte die größte Lust, hin zu fliegen, um sich davon zu überzeugen, ob die Flöhe wirklich daraufsaßen. Aber sie wagte es nicht. Und so dumm, zum Fuchs hinabzustiegen und seinen Pelz zu untersuchen, war sie nicht. Da hatte sich der hinterlistige Bursche denn doch verrechnet! Das war natürlich nur eine Falle!

„Du roter Fuchs!“ begann sie. „Ich will Dir bloß sagen, daß ich Dir nicht glaube, bis ich die Flöhe sehe. Schwimme hinaus und bring das Heubündel wieder ans Land, damit ich sehe, ob die Sache sich so abgespielt hat, wie Du behauptest.“

Der Fuchs antwortete nicht. Er schlief. Sein Bauch bewegte sich in regelmäßigen, schweren Atemzügen auf und nieder.

„Haha! Du hältst wohl ein Fuchschälchen? Gib die Komödie nur auf. Mich kannst Du doch nicht anführen. Ich habe mich in der Welt zu gut umgesehen und kenne die Füchse in allen Ländern.“

Aber der Fuchs antwortete nicht. Eine Weile saß die Nachtigall da und betrachtete ihn. Sie hüpfte auf den Zweig unter ihr, beugte sich vor und guckte hinab. Ja, die Augen des Fuchses waren wirklich fest geschlossen. Große Wassertropfen glänzten auf seinem Pelz. Die Nachtigall meinte, es sei doch schade, wenn er sich hier in der kalten Morgenluft erlärten sollte; war er doch tatsächlich i hretwegen ins Wasser gegangen! Darum schlug sie den großen Triller an, mit dem sie den Sonnenaufgang zu begrüßen pflegte. Und als sie den Triller kaum zu Ende gesungen hatte, da lam die Sonne hervor, rot und rund. Ein Weilschen noch, und ihoe Strahlen fielen schräg auf den schlafenden Fuchs.

„Gott sei Dank!“ überlegte die Nachtigall. „Nun wird er bald trocken werden, und dann kann ihm das Bad nicht schaden. — O, wie er schnarrit. — Er scheint wirklich zu schlafen. — Gott mag wissen, ob seine Flöhe wirklich alle verschwunden sind. Ich möchte für mein Leben gern mal nachsehen, aber ich habe nicht den Mut dazu. Er sagte ja allerdings, er schlief sehr fest nach einem Bade; und er jagte auch, er mache sich nichts aus Nachtigallenfleisch. Aber darauf kann man sich natürlich nicht verlassen. Wer darf einem

Fuchs frauen! Meine Großmutter . . . Aber es wäre doch recht wertvoll, das mit den Flöhen zu erfahren. Die Frage ist zu wichtig für uns Vögel. Meine Tante ist von ihrem eigenen Ungeziefer gefressen worden! Schön ist es natürlich nicht im Wasser. Aber einmal im Jahr könnte man so ein Bad wohl aushalten. Im Hochsommer. Wenn man dadurch Ruhe vor dem Gewürm bekommt!"

Und immer näher hüpfte die Nachtigall hinab, von Zweig zu Zweig. Jetzt sah sie dicht über dem Kopf des Fuchses. „Herrje, wie er schnarcht!“ sagte sie. „Er schläft offenbar fest wie ein Stein. Wenn ich mich auf den untersten Zweig setze, kann ich vielleicht sehen, ob noch Flöhe in seinem Pelz sitzen. Wenn ich aber nur noch einen einzigen finde, dann werde ich den roten Fuchs ordentlich verhöhnen, sobald er wach wird. Aber es sieht wirklich so aus, als ob er keine mehr hat. Er judt sich ja gar nicht mehr und hat sich kein einziges Mal geschüttelt. Ich glaube wahrhaftig, ich wage es . . . Herrgott, was kann mir denn geschehen? . . . Ich will bloß mal schnell nachsehen . . . Ich kann ja gleich wieder hinaushüpfen . . .“

Schwabb!

Ruhig lag der Fuchs da und laute an der Nachtigall. Es dauerte keine zwei Minuten, so hatte er sie mit Federn und Schnabel und Krallen und allem im Leibe.

„Dummkopf!“ sagte er und schlenderte nach Hause zu seiner Höhle.

Es war Herbst.

Die Blätter wurden gelb und fielen ab und schwirrten durch die Luft. Vogelbeeren hingen rot und rund herab. Der Dornbusch war voller Schlehens. Die Sonne stand hoch am Himmel, und es war sehr schön im Wald.

Der Fuchs freilich fand das nicht.

Ringsum waren Hopfenstangen mit Strohwischen aufgestellt, und die kannte er nur zu gut. Das bedeutete, daß jetzt die Jagdzeit herankam. Da gab es ein Schießen und Knallen, ein Rufen und Schreien, und es wurde gegen die Bäume geflopf, daß es ganz unerträglich schien. Und man setzte sein Leben dabei aufs Spiel. Bisher war der Fuchs allerdings seinem Schicksal entgangen. Aber wer konnte wissen, wie lange das Glück noch dauern würde! Fünfzehn seiner Kinder und seine erste Frau waren ja dem Nordbad schon zum Opfer gefallen, und diesmal kam die Reihe vielleicht an ihn.

Es war auch nicht leicht, den Treibern auszuweichen, so dicht standen sie. Und war man erst in der Schutzlinie der Schützen, so war man geliefert. Schöß der eine vorbei, so traf der andere. Und am schlimmsten war es, wenn man zum Krüppel geschossen wurde. Ueber ein Jahr lang war hier ein alter Fuchs in der Gegend umhergehinkt, dessen linkes Hinterbein durchschossen worden, der aber entkommen und das Leben gerettet hatte. Er hatte sich nicht selber ernähren können, und schließlich hatte er sich ins Roggenfeld gelegt, um zu sterben. Da lag er nun und verfaulte. Das war eigentlich noch schlimmer als ein rascher Tod durch einen Schrotschuß, meinte der Fuchs.

Er ging langsam durch den Wald und sah um sich, von Hopfenstange zu Hopfenstange. Hier sollte das erste Treiben stattfinden, dann sollten die Jäger frühstücken und hernach ein Treiben dort drüben veranstalten. Der Fuchs wußte Bescheid und verstand das alles. Er hatte ja schon so viele Jagden mitgemacht, und selbst wenn man nur zum gejagten Wild gehört, lernt man doch eine ganze Menge, wenn man den rechten Kopf dazu hat.

(Fortsetzung folgt.)

Bücher des Humors.

Wer sich noch keinen Etel an der heutigen „Unterhaltungs“-Literatur geholt, überhaupt, wenn noch soviel Idealismus geblieben ist, daß er einen Roman oder was sonst mit Nutzen lesen mag, ihm wird das Opus eines Autors von komischen oder humoristischen Schilderungsqualitäten erst recht gelegen kommen. Zwar, die allerwenigsten Bücher gewährlisten dem Leser noch das befreiende Lachen. Mancher glaubt ein Komiker oder Humorist zu sein — und ist doch nur ein von großen Vorbildern abhängiger Hampelmann; woraus folgt, daß Komik und Humor angeborene Begabung sein müssen: der Ausfluß eines tiefen Gemüts und eines Geistes von feinsten Kultur. Komik ist nicht gar so einfach zu erzeugen, noch zu erklären. Das Komische ist die Türangel, die das ganze Jahr nach Del schreit. Man will sie stets öfen, tut es aber nicht. Es ginge wohl, aber es geht nicht, hat einmal Friedrich Theodor Bücher gesagt. Mancher möchte wohl — aber er geht nicht. Er kommt sich recht ulkig vor mit seinen vermeintlichen Späßen — doch „der andere“, der allemal der Leser ist, verzieht dabei das Gesicht, als hätte er Sauerampfer gegessen.

In diese letzte Kategorie von humoristischen Büchern gehört nun „Der vergnügte Idiot“ von Wilhelm Cremer (Franz Ledermanns Verlag, Berlin 1910) nicht. Dies „Reisetagebuch“ ist weder das, was sein Untertitel besagt, denn es ermangelt der archaischen Trockenheit und Fadigkeit; noch auch ein Roman, worin von Liebe und anderen Sachen gefaselt wird. Trotzdem birgt

es in sich eine Ueberfülle an Phantasie, von der sich gut ein Duzend Familienromanschreiber nähren können. Der Verfasser ist eine Schalksnatur. Um das Volk der Dichter und Denker, das Pfahlbürgertum mit allen seinen ungehebrigen Tugenden zu verspotten, verlegt er sich selber in die Rhinoceroshaut eines vergnügten Idioten. Das ist ein neuer Typus, der nun ebenso vergnügt ausgeschlacht werden dürfte. Cremer schildert eine Fußtour von der Mosel nach der Epyree. Wäre er nun ein Tourist und Reiseschriftsteller nach üblichem Zuschnitt, so hätten wir ein Buch mehr, nichts weiter: ein Buch nämlich, in das sehr pedantisch und sehr dreist alles hineingetragen worden wäre, was hundert — andere Fach- und Amateurschreiber bereits gesagt haben. Cremer jedoch hat damit nicht das mindeste zu schaffen. Er operiert mit den vorhandenen Menschen und Dingen nach seiner eigenen Weise. Er stellt sie, bildlich gesprochen, auf den Kopf und schüttelt ihnen gründlich die Taschen aus. Da kommt denn lauter Neues zum Vorschein: Ungereimtes, Berrücktes meinetwegen, das aber bei Licht besehen höchst vernünftig und überaus komisch ist. Handgreifliche Komik, Drolligkeit, Poffenhaftigkeit, massive Scherzhaftigkeit. Witz — dieser destillierte Geist des Komischen, aus seinen Epigalären genippt — der gern zur Satire neigt, ein Humor, der mit vollkommener geistiger Freiheit an seinem Erzeuger sich reibt; das alles findet sich hier. Der Verfasser ist in dieser sich selbstverspottenden Laune ganz das Objekt, von dem Goethe sagt:

Ich liebe mir den heitren Mann
Am meisten unter meinen Gästen:
Wer sich nicht selbst zum besten haben kann,
Der ist gewiß nicht einer von den Besten.

Ob nun diese Verullung alles „Heiligsten“ und „Höchsten“, was der Durchschnittsdeutsche anbetet und — nachläßt, literarische Tragkraft hat, ob es nicht schließlich an der Einseitigkeit Schiffbruch leidet oder im Sande verläuft, das ist eine andere Frage. „Der vergnügte Idiot“ ist aber ein zu origineller Kerl, als daß er wegen einiger derber Schicksalspüffe gleich seinen „Geist“ aufgibt. Auf seiner Rückwanderung durch die Mark Brandenburg kommt er mit St. Bureaucratius und der Polizei unspann in Verührung. Er wird sogar schlankweg aus der Wadensack in Potsdam als langgesuchter Verbrecher, der er jedoch nur dank des von keinerlei Kenntnis getriebenen Uebereifers der „Blauen“ ist, nach dem roten Hause am Alexanderplatz transportiert, in Wadehojen transportiert. Der Leser folgt ihm erötend auch hinter die schwebischen Gardinen, sieht ihn mit großartigem Appetit die ihm dargereichte Hentersmahlszeit verzehren und freut sich auf die nächste Abenteuer trotz der Versicherung des Verfassers, daß ihm schon „der vergnügte Idiot“ lang zum Halse heraushängt.

In Horst Schöttlers Buch: „Zinessen vom Leben, Lieben, Lachen“ (L. Staackmann, Leipzig) ist eine große Anzahl von Beobachtungen, Erlebnissen, Zuständen, Verhältnissen: — lustige und traurige, wie sie der Tag bringt, aneinandergereiht. Keils sind sie zu kleinen Erzählungen ausgesponnen, teils lehrhaft pointiert in dem löblichen Bestreben, den tieferen Sinn zu deuten, der auf dem Grunde aller Erscheinungen schlummert. Die subjektive Note herrscht natürlich vor. Manches Stück erhebt sich auch zu allgemeingültiger Wahrheitschilberung. Jedenfalls ist der Verfasser ein philosophisch angelegter und witziger Kopf. Möglich, daß er Leser findet. Nur der Letzterlag — der ist scheußlich!

Daß Heinemann hat sich die Kleinstädter als Objekt erloren. Wenn man seine „Geschichten aus Bananusa“ (Verlag Georg Kering, Berlin) gelesen hat, weiß man, daß er seine Leute kennt. Er reibt sich mit boshaftem Behagen an ihren Schwächen. Komik, satirischer Witz stehen ihm zu Gebot, lebendige Darstellungsgabe nicht minder; und der Leser wird oft in schallende Heiterkeit ausbrechen ob der komischen Situationen, in die diese Bananusen geraten. Einzelne ernstere Stücke lassen übrigens auch sozialethische Reigungen von tieferem Gehalt hervortreten. Alles in allem zählen diese Geschichten zu den beachtenswerten Erscheinungen ihrer Gattung.

Gingegen bietet Eugen Jilds mit seinem Roman von der Lanenhiensstraße: „Die drei Väter“ (Verlag Continent, Berlin) einen wackechten Berliner Sittenroman und, wie gleich hinzugefügt werden soll: ein Qualitätsbuch. Nicht so sehr nach der künstlerischen Seite, obwohl der Roman straffe Komposition und eine trefflich entwidelte Handlung aufweist. Aber der trocken-ironische Humor, der über das ganze Buch ausgegossen ist: das ist hier der eigentliche Vorzug, und dieser Humor hat Kraft und frische leuchtende Farben. Das eigenartige Milieu ist offenbar mit kenntnisreicher Liebe studiert und mit origineller Redheit zu einem wirkungsvollen Groteskgebilde verdichtet. Man wird sich schon denken, was eine Mutter tut, wenn sie zwei hübsche Töchter hat, notabene, wenn ihr Mann da „unten“ im österreichischen Osten das Weiter eines Mädchenhändlers und Pferdejuden mit falschen Papierschneidern betrieben, und wenn das Weib im „vornehmen“ W.-Biertel ihr männerangelndes Quartier aufgeschlagen hat. Nun, die Töchter sind „talentvoll“. Die Älteste versteht das Geschäft aus dem ff; und die Jüngere krummt sich trotz ihrer fünfzehn Lenze bereits sehr hoffnungsvoll zum Hälchen, an dem früher oder später junge und ältere Männlein zappelnd hängen bleiben werden. Sie wird es sicher bald so weit bringen wie ihre ältere Schwester, die sich zu ihrem zu erwartenden Kinde gleich drei — Väter recte „Zahl-

aufrichtig festlegt. „Du stehst also, sagt Lona zur Mutter, die Sache ist gut gemanaget“. Dies Mädel ist „gerissen“ — wie eine Pariser Asphaltblume nicht besser sein kann. Adoptieren läßt sie sich von einem leidhaftigen serbischen Baron, der das Metier des Adoptierens aus Erwerbsinteressen betreibt, weil er sonst nichts besitzt als das gestülpte Wappen mit der Krone in seinen paar Wäscheblüden. Das tollste ist, wie um Lona ein angeblicher Lord wirbt, der aber zu aller Leidwesen als der eigene Vater erkannt wird. Einer der drei Kindsväter hat sein Vermögen verputzt. Er muß sich „arrangieren“ — mit anderem Gelde, angelt nach einem Goldstück, angelt aber vorbei. Er ist ein geliebener Gauner; der serbische Baron ist ihm aber doch bei weitem überlegen. Wie einer von dem anderen betrogen wird, ist ein Stück brillanter Schilderei. Ueberhaupt weiß der Autor eine Unmasse von Geschehnissen und Konflikten aufzurollen, die stets in verblüffender Weise gelöst werden. Spannend zu erzählen, durch unvorhergesehene Kontraste zwerchselferschütternde, komische-satirische Wirkungen zu erzeugen, eine blendende Dialektik, geistreich pointierte Dialoge zu entwickeln, nirgends das Interesse des Lesers erlahmen zu lassen, bei aller grotesken Uebertreibung doch scharf und erkennbar wirklichsittigere Charaktere und Typen zu zeichnen: das alles sind immerhin ungewöhnliche Vorzüge. Schließlich hat dies Sittengemälde aus Berlin-W. eine sehr ernste Eigenschaft: Der Verfasser macht es an zwei Gestalten: dem armen, aber wirklich künstlerischen Musiker und der Halbmillionenbraut, klar, wie doch immer wieder die moralisch Richtigen oben bleiben und siegen über alle Gemeinheit dieser Welt und die Fährlichkeiten des großstädtischen, total versuchten Gesellschaftslebens.

E. K.

Kleines Feuilleton.

Luftschiffahrt.

Flugplätze und Flugstraßen. Woran noch vor ganz kurzer Zeit niemand gedacht hatte, der Raum in der Luft ist jetzt dem Menschen zu eng geworden. In den Grenzen der einzelnen Staaten herrscht Eiferjucht gegen Uebergriffe nachbarlicher Flieger, und auch die Städte wollen den über ihnen liegenden Platz im Luftmeer nicht frei geben. Vorläufig hört man also bei Vorführungen im Kunstflug vorzugsweise immer von dem Begriff des Flugplatzes. O. Schmal-Cardur hat jetzt in der Deutschen Zeitschrift für Luftschiffahrt einen Aufsatz veröffentlicht, worin er den Unterschied zwischen Flugplatz und Flugstraße abwägt und für eine Reform der Veranstaltungen bei Wett- und Sportflügen eintritt. Daß eine solche notwendig ist, wird aus der Tatsache geschlossen, daß jetzt auf fast jede Flugwoche eine „große Katastrophierung“ gefolgt sei. Die Flieger selbst hätten daran noch am wenigsten teilgenommen, am meisten die Veranstalter. Dabei ist ein Fall, mit dem immerhin gerechnet werden muß, noch gar nicht eingetreten, daß nämlich einmal ein Flugapparat in die Zuschauermenge hineingestürzt und dort vielleicht ein erhebliches Unglück veranlaßt, namentlich wenn etwa noch der Benzinbehälter explodiert, was sehr leicht durch die Nähe von brennenden Zigarren oder Zigaretten geschehen könnte. Aus diesen und noch manchen anderen Gründen muß die Wahl abgeschlossener Flugfelder bedenklich erscheinen. Schmal meint, daß auch die „Flugwochen“ in ihrer bisherigen Form sich bereits überlebt haben und daß es an der Zeit sei, den Fliegern größere Aufgaben zu stellen, deren Erfüllung auch mehr für die Praxis von Nutzen sein würde als das zmalige Herumkreisen über einem begrenzten Raum. Die Flugfelder sind zwar durchaus nicht überflüssig. Schon als „Nest für die künstlichen Vögel“, wie Schmal sich ausdrückt, sind sie unentbehrlich, ebenso für Versuche und Unterricht. Man sollte einem angehenden Kunstflieger überhaupt bei schwerer Strafe untersagen, einen solchen begrenzten und abgeschlossener Raum vor Ablauf eines Probevierteljahrs zu überschreiten. Demnach würde der Flugplatz eine Schule sein, aber kein Rennplatz. Das Wettfliegen aber und die Ausföhrung größerer Ueberlandflüge überhaupt sollten sich an das halten, was Schmal als Flugstraßen bezeichnet. Diese brauchen kaum „gebaut“ zu werden, sondern es würde eine billige Markierung in geeigneter Form genügen. Das Maßgebende ist, daß solche Flugstraßen über relativ unbewohntes oder unbewohnbares Gelände führen. Als Muster wäre die Einrichtung zu nehmen, die bereits vom Verein deutscher Flugtechniker zwischen Johannistal und Volk bei Berlin ausgeführt worden ist. Die Straße wird einfach dadurch kenntlich gemacht, daß in Abständen von je 200 Metern Masten von 5 bis 6 Meter Höhe errichtet werden, die einen roten, weißhin sichtbaren Korbballon tragen. Aus einer Flughöhe von 50 bis 60 Metern wird diese Straßenlinie übersichtlich genug sein, um dem Flieger einen sicheren Anhalt zu geben. Weitere Anweisungen können durch Signale mit blauer und weißer Farbe oder dergleichen gegeben werden. Zunächst befürwortet Schmal die Veranstaltung eines Flugrennens auf der fertig gestellten „Straße“ Volk-Johannisthal, die immerhin eine Länge von rund 50 Kilometern besitzt. Es ist wohl anzunehmen, daß ein solches Schauspiel dem Publikum mehr Interesse ablocken wird als die Flugwoche, zumal es dabei nur für kurze Zeit auf die Günst der Bitterung ankommen würde und nicht für eine ganze Reihe von Tagen. Vielleicht würden sich auch größere Flüge dann am leichtesten entwickeln.

Aus der Geschichte der Alpenblumen. Alpenrosen und Edelweiß, diese holden Symbole der Alpen und des Alpenports, sind eigentlich gar keine eingeborenen Spröhlinge der ewigen Berge, sondern Kinder einer heißeren Sonne, die sich freilich seit uralten Zeiten ein Heimatrecht auf den Felsenhöhen erworben haben. Diese farben- und formenschönen Kinder Floras haben eine eigerartige ehrwürdige Geschichte. Aus dieser Geschichte erfahren wir wertvolle Aufschlüsse in der vor kurzem erschienenen Monographie des Edelweißes von Dr. E. M. Kornfeld. Alpenrosen sowohl wie Edelweiß sind die fordbauernden Zeugen einer versunkenen Welt, Reste der dem Auftreten des Menschen vorausgegangenen Tertiärzeit in unsern Alpen. Die Flora dieser prähistorischen Epoche ist durch fossile Funde erhalten. Es herrschte damals in den Tälern Mitteleuropas und am Mittelländischen Meer eine tropische Vegetation, wie sie jetzt in Ostasien und im wärmeren Nordamerika vorkommt. Auch auf den höchsten Bergen Europas muß ein verhältnismäßig mildes Klima gewesen sein, und als dann die Flora der Tertiärzeit durch die folgende Eiszeit zum größten Teil vernichtet wurde, erhielten sich auf den hohen Gipfeln einige ursprüngliche Arten, während die meisten Blumen der Tertiärflora nach den tropischen Gebieten Asiens verdrängt wurden. Nicht weniger als vier Fünftel unserer gegenwärtigen Alpenpflanzen sind dieser Gruppe von Tertiären, einer heißeren Erbepeche entflammenden Arten beizuzählen. Sie haben sich gleichsam ins Gebirge geflüchtet und dort in sicherer Hut der Höhen die Revolutionen überdauert, die die Täler durch die Jahrtausende heimsuchten. So kommt es, daß sich gerade in Asien ein außerordentlicher Reichtum jener Pflanzenarten entfaltet, die auch für die Alpen charakteristisch sind. Das kühle Edelweiß, dies Sinnbild der Alpen Gipfel, ist ebenso ein Kind des heißen Zentralasiens wie die Alpenrose, deren verwandte Rhododendrenarten in größter Mannigfaltigkeit von Kleinasien bis Ostasien vorkommen. Eine asiatische Pflanze ist das Edelweiß und steht in der europäischen Flora, was sein Aussehen anlangt, ganz vereinzelt da. Das aus langen lufthaltigen Haaren gebildete Filzkleid der Pflanze ist nicht etwa ein Schutzmittel gegen Kälte, sondern bewahrt das Edelweiß wie andere Steppenpflanzen gegen den Sonnenbrand, das heißt gegen die Gefahr jähcr Austrocknung.

Nicht viel anders verhält es sich mit der Alpenrose, die ebenfalls als der letzte Ausläufer einer in der gegenwärtigen Schöpfungsepoche wesentlich weiter östlich gedeihenden Gattung ist. Als das in der Tertiärzeit herrschende milde Klima von der rauhen Kälte der Eiszeit abgelöst wurde, mußte auch die Hauptmasse der alpinen Tertiärflora vernichtet werden. Einzelne Arten, wie Alpenrose und Edelweiß, überdauerten die Eiszeit, andere erhielten sich am Rande der Gebirge, bis wieder milderes Klima eintrat. Daher kommt es, daß sich gerade am Rande der Alpen merkwürdige Arten aus dem Tertiär erhalten haben, die früher für pflanzengeographische Rätsel galten.

Früher glaubte man, daß die alpine Flora die größte Verwandtschaft mit der arktischen Pflanzenwelt habe, aber dies arktische Element in der heutigen Alpenflora beträgt doch nur ein Fünftel des ganzen Bestandes. Da die Hochgebirge Scandinaviens ebenso wie die Alpen die Vergeltung der Eiszeit mitmachten, stiegen aus dem Norden Bergpflanzen in die deutsche Ebene hinab. Ein Teil von ihnen machte dann die Wiederbesiedelung der Alpen nach der Eiszeit mit, aber die aus den wärmeren Erdstrichen kommenden Arten waren doch bedeutend zahlreicher als die Nordlandpflanzen. Diese Bergsteiger aus der heißen Zone machen daher den schönsten und wichtigsten Teil der Alpenflora aus.

Geologisches.

Das sinkende Nordamerika. Die Ostküste der Vereinigten Staaten oder, wie man diesen zum Teil wohl auch heute noch immer nennt, von Neu-England, sinkt scheinbar unauffällig mehr und mehr unter dem Spiegel des Atlantischen Ozeans. Während in anderen Erdgegenden, beispielsweise an der deutschen Nordseeküste, die Anzeichen für eine Senkung des Landes recht ungewiß sind oder nur auf eine sehr langsame, vielleicht auch schon zum Stillstand gekommenen Senkung deuten, sind die Merkmale an der Küste Neu-Englands unverkennbar und in einer ganzen Reihe von Erscheinungen gegeben. Da gibt es fjordartige Bildungen, weite vom Meer in Beschlag genommene Flußmündungen, alte Flußtäler, die sich in den Meeresboden hinein verlängern, und Beweise für das Fortschreiten von Strandlinien nach dem Innern. Das sind aber nur einige der großzügigen geographischen Tatsachen, die in diese Richtung weisen. Zu ihnen kommt eine große Anzahl anderer. Wenn das Meer sich während der Ebbe zurückzieht, so tauchen an vielen Orten die Reste von Bäumen auf, die ohne Zweifel an der Stelle gewachsen waren, wo sich ihre Ueberbleibsel befinden, aber durch das vordringende Meer zugrunde gegangen sind. Auch ganze Torflager, die bekanntlich nur im Süßwasser abgesetzt werden, liegen jetzt unterhalb des Flußpiegels und werden zum Teil von der Meereswoge angegriffen. Ein besonderes Kennzeichen sind dann endlich noch die ausgedehnten Salzstümpfe, die sich längs der Küste aneinander reihen, wo nur immer das Land mit schwacher Neigung zum Meere abfällt.